



ANTHROPOLOGICAL IMAGINATION

Audio Transkript Deutsch

Women's Shelters

SERENA O. DANKWA: Susan Peter, Du hast sehr lange im Frauenhaus in Zürich gearbeitet, in den 80er Jahren bis 1992. Dann warst Du fast 20 Jahre lang in der Leitung der Stiftung des Frauenhaus Zürich und im Vorstand der DAO, also des Dachverbands der Frauenhäuser. Und hast dich in dieser Zeit sehr viel mit Sicherheitsfragen im Kontext von Schutz- und Frauenhäusern auseinandergesetzt. Was bedeutet Sicherheit im Kontext eines Frauenhauses?

SUSAN PETER: Also, die Frauenhäuser sind in der Regel anonym, also ein Standort, der nicht bekannt ist. Es hat ein insofern hohes Sicherheitsdispositiv, als dass niemand einfach reinspazieren kann. Das ist individuell verschieden gestaltet bei den Frauenhäusern, je nach baulicher Situation oder Standortsituation, aber jetzt in Zürich war es zum Beispiel ein recht hoher Zaun, wo man nicht einfach in den Garten treten kann, und auch das Reinkommen ist mit einem Code markiert; also ein Level, der bedeutet: hier geht nur rein, wer rein darf.

Ein weiterer Aspekt ist natürlich sofort dann, wenn eine Frau ankommt, auch die Frage: was braucht sie? Wo fühlt sie sich wie sicher, wo unsicher im Umfeld des Frauenhauses? In der Regel bedeutet das, dass die Frauen zuerst überhaupt nicht mehr aus dem Areal rausgehen, sondern sich dort aufhalten, um emotional sich einfinden zu können. Auch, um aus dieser meistens sehr gewalttätigen Situation heraus durchatmen zu können, ein bisschen wieder besser schlafen können und dann natürlich, auf Ebene des Case Managements, dann auch ihre Bedürfnisse anmelden. Und Bedürfnisse bedeutet, für die Frau eigentlich betrachtet, die Expertin ist, was ihr Mann – ihr, in der Regel, Partner, in wenigen Fällen Partnerin – eigentlich gut kennt und weiss, wie der sich wahrscheinlich verhält. Und dann gibt es da ganz viele verschiedene Sicherheitsaspekte, also auf der sozusagen analogen Ebene, also auf der menschlichen, physischen Ebene, aber dann bis hin zur digitalen Frage. Also Handys, die ausgeschaltet werden etc.

SERENA O. DANKWA: Wie hat sich dieses Sicherheitsdispositiv verändert? Seit Ende siebziger Jahre sind ja die ersten Frauenhäuser hier entstanden. Wie muss man sich damals und heute vorstellen im Vergleich?



SUSAN PETER: Früher war das Sicherheitsdispositiv insofern relativ tief, als tatsächlich auf das Areal reingespaziert werden konnte. Es gab zwar einen Zaun, aber der war ein Meter hoch, im Vergleich zu den zwei, drei Metern heute. Also es war sehr viel durchlässiger. Oder auch die Sicherheiten, was das Haus anbelangt, waren viel, viel weniger gesichert. Wir schlossen damals noch die Fensterläden, um die Fenster zu sichern für das Einsehen oder das Einbrechen. Heute sind das Dreifachverglasungen.

Was gleich geblieben ist, und das finde ich wirklich eindrücklich und auch wichtig, das ist dieses unterstützende Moment, wenn Frauen kommen, um sie darauf aufmerksam zu machen: Wie können sie sich versuchen, selber besser zu schauen, sowohl auf der psychosozialen Ebene als auch im Sinn von sich ernst nehmen, ihre Wahrnehmung ernst nehmen. Und das hat sich professionalisiert. Wenn wir mit den Frauen darüber gesprochen haben: "Spring davon, wenn du ihn siehst", sind wir heute oder sind heute die Beratungen so nah, dass wirklich diese traumaspezifischen Aspekte viel genauer in der Beratung besprochen werden. Die Frau das auch versucht zu formulieren, wie es ihr geht, zum Beispiel in der Erstarrung, wenn Gewalt passiert, und damit eigentlich ein Empowerment stattfindet, das früher im Ansatz vorhanden war und heute mit sehr viel mehr Wissen auch eigentlich, denke ich, wirklich professionalisiert wurde. Dieses Vertrauen, dass die Frauen sich zunehmend besser kennen und aus dieser Erstarrung heraus mehr Handlungsperspektiven erkennen, das wurde eigentlich ein ganz starker Aspekt der Beratung und Unterstützung, neben natürlich vielen weiteren Unterstützungsmomenten.

SERENA O. DANKWA: Wenn man in der Schweiz so die Schlagzeilen anschaut oder auch auf Bundesebene, dann könnte man den Eindruck haben, dass häusliche Gewalt oder Gewalt an Frauen vor allem ein Migrationsproblem ist, also ein Delikt von migrantischen Männern. Und wenn man die Frauenhäuser anschaut, dann hats da auch vor allem Frauen mit einer Migrationsgeschichte. Wie erklärst Du dir das?

SUSAN PETER: Dass sich das so hartnäckig hält, hat ausschliesslich damit zu tun, dass so eine ohnmächtige Situation gern delegiert wird. Also: "Wir nicht, es sind die anderen". Und das ist eine Politik, die wir auch von gewissen Parteien kennen. Also es ist eigentlich derselbe Mechanismus, diese Abwehr, weil es so ohnmächtig ist, das eigentlich sich einzugestehen, dass das mitten unter uns, mitten im Alltag, mitten ins Gesicht passiert. Und dieser Umstand, dieser Abwehrmechanismus, der lässt sich jetzt da im Kontext von häuslicher Gewalt durchaus gut begründen, in dem Sinn, dass die Zahlen in den Frauenhäusern eben spezifisch der Herkunft tatsächlich das unterstreichen.

Aber das wiederum hat mit was ganz Anderem zu tun – nämlich, dass die Angebote, die wir stellen, nicht für alle Frauen gleich möglich ist zu besuchen. Also es gibt Frauen, die sagen: "Ich kann mir das nicht leisten, aus dem Haus raus zu gehen, sozusagen in die Öffentlichkeit, weil mein Mann ist der Herr Professor oder der Herr Doktor oder der Herr CEO oder sonst eine Berühmtheit. Ich kann mir das nicht



leisten, das öffentlich zu lösen, sondern ich löse das über einen Anwalt, flüchte eher in ein Hotel oder ins Ferienhaus und mache das alles möglichst ganz still im Verborgenen."

Umgekehrt können wir auch sagen, es gibt durchaus Frauen, die sich gar nicht vom Netzwerk her, gar nicht erlauben können, das im Privaten zu lösen – sei es, weil das Netzwerk zu wenig stabil ist oder weil es auch dort häusliche Gewalt gibt oder eine Haltung gibt, die einfach noch sehr stark, wie das bei uns in der Schweiz auch war, patriarchal geprägt ist, nämlich: „Tja, da musst du durch, hast ihn selber gewählt" oder "Es wird schon wieder besser" oder "Bist selber schuld". Also wo die weiteren stigmatisierenden Vorurteile sofort wirksam werden.

Oder auch Frauen, die der Sprache nicht mächtig sind, die tatsächlich einfach auf Unterstützung angewiesen sind, um zu erfahren, auch interkulturell zu erfahren, welche Rechte sie hier haben. Und damit eigentlich ein Feld aufgemacht wird, wo sie dann die Wahlmöglichkeit eher bekommen.

Was diesen Frauengruppen, die von häuslicher Gewalt gemeinsam ist, ist dieser innerpsychische emotionale Prozess raus aus der Spirale. Aber der Weg hinaus ist eigentlich von den Angeboten her auch viel diversifizierter heute. Es brauchen auch nicht alle Frauen ein Frauenhaus. Es gibt Frauen, die auf die ambulante Beratungsstelle gehen und dort eigentlich genügend Unterstützung bekommen. Also neben den Unterschieden, wer kann sich es wie aus welchen Gründen leisten, ist es auch die Frage, was braucht eine Frau an Unterstützung.

Und ich muss auch sagen, ich meine, das Bild wird differenzierter. Ich kann mich gut erinnern, wie Corinne Rey-Bellet, diese ehemaligen Rennskifahrerin, von ihrem Partner, der Offizier war, unter anderem, ein sogenannt unbescholtener Bürger, der sie mit der Ordonanzwaffe verschossen hat. Das hat eine Riesenwelle in der Schweiz ausgelöst. Also wir konnten uns keine Öffentlichkeitskampagne leisten, aber das war, in Anführungszeichen, eigentlich eine... Natürlich im Elend, was das alles bedeutet hat, schlimm, aber letztendlich gut, weil zuerst einmal richtig darüber gesprochen wurde: "Aha, eben, es sind nicht einfach die Migrantinnen oder Ausländerinnen oder die armen Frauen."

SERENA O. DANKWA: Du betonst oder benutzt den Begriff Frauenhaus und nicht Schutzhaus – warum?

SUSAN PETER: Das Frauenhaus ist ein Konzept, das Ende 70er Jahre entstanden ist und zwar aus feministischen, gesellschaftspolitisch kritischen Gedanken heraus. Wie gesagt, damals durfte eine Frau ihren Mann ja noch gar nicht verlassen und hat sie sich sozusagen schuldig gemacht. Kurz nach dem Frauenstimmrecht ist das auch nicht weiterlich verwunderlich. Die Entwicklung geht bis heute, wo wir merken, wo diese Gesetzesangleichungen, sag ich jetzt mal, noch gar nicht so fortgeschritten sind, Medizin etc., all diese Themen.

SERENA O. DANKWA: Und Ende 70er Jahre war es gar kein Straftatbestand, wenn ich dich richtig verstanden habe, Gewalt in der Ehe, zum Beispiel.

SUSAN PETER: Also, das wurde in dem Sinn weder wahrgenommen, noch wurde es gesetzlich abgebildet, was da passiert. Genau. Es gab diesen Begriff von "zerrütteter Ehe", das dann ein bisschen gefüllt werden konnte. So haben auch die ersten Anwältinnen argumentiert vor dem Eheschutzrichter. Richterinnen gab es dort auch noch nicht. Also mit den gesetzlichen Entwicklungen wurde es natürlich durchaus möglich, dann dementsprechend auch, sag ich jetzt mal, Konzepte vom sogenannten Frauenhaus anzupassen.

Aber dieser Ansatz, der nach wie vor heute gilt, dieses "Hilfe zur Selbsthilfe", ein Begriff, der sehr veraltet tönt und trotzdem heute immer noch benutzt wird, oder der ganz spezifisch und entschiedene und heute noch gültige Ansatz: parteilich für die Frau, beziehungsweise parteilich für die Kinder, weil es auch dort Interessens- und Bedürfnisunterschiede gab. Dieser parteiliche Ansatz im Interesse der Frauen, die in dem Moment Opfer sind, den zu vertreten und gesellschaftspolitisch hinaus in die Gesellschaft, in die Behörden, in die Institutionen, in die Bildung zu tragen – das war ein politisch ganz wichtiger Entscheid. Und meiner Meinung nach muss, sollten die Frauenhäuser sich nach wie vor Frauenhäuser nennen, auch wenn die Entwicklung gut ist, aber weil wir noch längstens nicht da sind, wo wir als Gesellschaft hin sollten, nämlich viel, viel, viel weniger Gewalt, viel, viel weniger Feminizide.

Und dass es nun auch Angebote gibt, die sich Schutzhäuser nennen, find ich ergänzend sehr gut und wertvoll. Ich meine auch da wieder, es soll nicht der eine Begriff den anderen verdrängen, sondern parallel dazu. Weil Schutzhäuser für andere Menschen, sag ich jetzt mal, also Menschen anderer Geschlechter, macht durchaus Sinn.

SERENA O. DANKWA: Heute gibt's ja auch noch so weitere Massnahmen, abgesehen von den häuslichen und baulichen, und zwar zum Beispiel diese Fussfesseln. Was ist das für eine Massnahme und was spricht da dafür oder dagegen? Also erst mal, was ist überhaupt so eine Fussfessel? Wie muss man sich das vorstellen, wie die einen dann schützen soll?

SUSAN PETER: Die Fussfessel ist ein GPS-mandatiertes oder -gesteuertes Apparätchen, das um die Fussfessel angebunden wird und vom Täter eigentlich nicht von selber demontiert werden kann, und er muss sich damit sozusagen in diesem Rayon bewegen, wo ihm definiert wurde. Und diese Fussfessel wird zum Teil auch eingesetzt bei Hausarrest bei anderen Taten. Es ist neu, dass es jetzt eben, oder neuer, dass es auch bei häuslicher Gewalt eingesetzt wird. Also zum Beispiel ein Autofahrer, eine Autofahrerin, die eine Straftat begonnen hat im Kontext vom Verkehr, kann zum Beispiel mit einer



Fussfessel Hausarrest bekommen und muss damit nicht in einem Gefängnis sitzen, was eine Entlastung ist und meiner Meinung nach durchaus auch sinnvoll ist in diesem Kontext.

Bei häuslicher Gewalt finde ich persönlich das Problem, dass es dazu, um wirklich eine tatkräftige Unterstützung zu sein, also eine Entlastung für die, sozusagen für den Schutzdispositiv – beziehungsweise andersrum gesagt, damit die Frau sich wirklich sicherer fühlen kann, muss sie ein Pendant haben. Also ein, sozusagen ein analoges Handband, weil nur dann diese zwei Elemente, nämlich beim Täter, beim Opfer fixiert miteinander über Satelliten korrespondieren, so wie GPS, wenn wir im Auto fahren, auch über Satelliten sozusagen die Signale weitergibt. Und dann kann es über ein Monitoring, kann das überprüft werden. Also es beginnt zu piepsen, wenn die zwei Elemente sich näherkommen.

Eigentlich sollte der Mann das Rayonverbot respektieren und nicht näherkommen. Es bedeutet aber auch, wenn die Frau sich irgendwo bewegt, und sie sich sozusagen zu nah bewegt, ohne dass sie weiss, beginnt es auch zu piepsen. Und das ist schon mal ein Faktor, der heikel ist. Das andere Heikle ist die psychoemotionale Ebene. Also die Frau ist eigentlich permanent über die Elektronik mit dem Täter verbunden, was jetzt für die Loslösung aus einer gewalt-geprägten Beziehung nicht unbedingt förderlich ist.

Die Sicherheit wird nicht erhöht durch dieses sozusagen GPS-Fussfesselsystem, weil in dem Moment, wo der Alarm losgelöst wird, ist es in der Schweiz beziehungsweise im Kanton Zürich so, dass der Alarm zuerst zu einer Firma geht, die auch sonst für Securitas und Überwachung mandatiert ist. Dann geht dort beim Mitarbeiter auf diesem Monitor der Alarm los. Er versucht die Person zu erreichen und sagt: "Hallo hallo, Sie müssen aus dem Areal heraus." Wenn der Mann dann draussen ist, kann er sozusagen beruhigt sein; wenn er den Mann nicht erreicht, den Täter oder die Person, oder wenn die Person in einem Tunnel ist, oder wenn er ausserhalb der Schweiz sich bewegt – in Basel ist das zum Beispiel ein Thema mit diesem Dreiländerdreieck – dann kommt der ganze Satellit "underobsi" [= durcheinander]. Das heisst, eigentlich ist es gar nicht so schnell aktiv, dass die Polizei aktiv werden kann. Also wenn die Person bei dieser Überwachungsfirma-Alarmanlage ihn nicht erreicht, ruft sie die Polizei an und die Polizei rückt dann aus. Das heisst, in dieser Zeit ist mindestens 10 Minuten vergangen. Und das erhöht die Chance, um ein Feminizid zum Beispiel zu verhindern, überhaupt nicht.

Es wäre sinnvoller, meiner Meinung nach, dass das bei der Polizei direkt ist, dass die Polizei interveniert, wenn der Mann das Rayonverbot durchbricht oder ein Verbot überschreitet, und dann sofort aktiv wird, also nicht diesen Umweg. Es ist eine Frage der Belastung, logisch, wir wissen, die Polizei sagt, sie haben zu wenig Ressourcen, also es ist relativ heikel, das gut zu lösen. Frauen können aber dadurch sicher nicht



mehr geschützt werden und das ist auch das, was die Polizei immer kommuniziert. Der Schutz erhöht sich dadurch nicht, weil sie möchten sich logischerweise auch abgrenzen, wenn etwas passiert.

Also mit anderen Worten, ich finde, der Ansatz ist nicht am richtigen Ort. Ich finde tatsächlich, es muss viel, viel mehr Geld investiert werden, damit die Polizei im Kontext von häuslicher Gewalt zum Beispiel Supervision bekommen, weil auch die werden fachlich sehr gefordert, wenn sie zum fünften Mal in derselben Familie sind und die Frau immer noch so viel Angst hat, dass sie nicht eine Anzeige machen will, zum Beispiel. Oder es braucht viel mehr Präventionsarbeit. Also meiner Meinung nach wird jetzt da am falschen Ort, sag ich, investiert.

Aber wie gesagt, es gibt verschiedene Gruppen. Ich glaube, wir können's eh nicht verhindern. Es müssen gute Auswertungen passieren in der Schweiz, um zu schauen, wie das Anklang findet.

SERENA O. DANKWA: Vielen Dank.